

Eltern und Fachleute - eine Elternsicht

Elke Picker



„Eltern und Fachleute – eine Elternsicht“

Gliederung

Einleitung: Eltern als Betroffene und Helfer anderer Eltern –
das Ziel der Elternstiftung

Hauptteil

I. Vielschichtigkeit der Betroffenheit und Vielfalt der Eltern

II. Erwartungen der Eltern

A. Gute fachliche Kenntnisse und Fähigkeiten der Fachleute

- a) bezogen auf die Förderung des Kindes
- b) bezogen auf den Beitrag der Eltern

B. Anerkennung der Begrenztheit der fachlichen Fähigkeiten

C. Chronologie der Einbindung von Experten

1. Situation der Eltern bei der Diagnose

2. Verhalten der Experten

- a) bei der Vermittlung des Befundes
- b) bei der Einbeziehung der Eltern in die Konsequenzen
- c) bei der weiteren Förderung des Kindes

3. Partnerschaftlichkeit der Förderung

- a) mit den Eltern
- b) mit weiteren Fachleuten

4. Einbindung und Vermittlung von weiteren Hilfen

5. Toleranz und Geduld im Umgang mit den Eltern

6. Spielraum von Vereinbarungen

Eltern und Fachleute – eine Elternsicht

Meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr geehrte Fachleute und Eltern!

Das Programm weist mich als Vorsitzende der Elternstiftung Baden-Württemberg aus. Bezogen auf mein Thema ist diese Funktion nicht wesentlich, meine Eigenschaft als Mutter eines inzwischen 25-jährigen mehrfach- behinderten Sohnes ist dafür ungleich wichtiger. Gleichwohl besteht ein Zusammenhang. Die Elternstiftung, gegründet vor über 30 Jahren zur Unterstützung von Elternvertretern an den Schulen Baden-Württembergs, verfolgt seit einigen Jahren mit zäher Hartnäckigkeit das Ziel der Erziehungs- und Bildungspartnerschaft von Elternhaus und Schule, auch mit dem Schwerpunkt, gerade belastete Eltern zu erreichen, ihnen zu helfen. Und dazu gehören auch die Eltern behinderter Kinder. Elternmentoren für Sonderschulfragen, jetzt verstärkt auch an Hauptschulen, Erziehungshilfeprojekte, Kurse für die Eltern spracherwerbsgestörter Kinder und jetzt schwerpunktmäßig Kurse für fremdsprachige Eltern „Wie funktioniert die Schule?“ , das alles gehört zum Programm der Elternstiftung, die mit wenig Geld, viel ehrenamtlichem Einsatz große Wirkung erreichen will und – so hoffe ich – auch kann.

Vorab meine Behauptung: gerade auch Eltern behinderter Kinder sind, richtiger noch, sie werden Fachleute – nicht qua Ausbildung, also erworbener Fachkompetenz, sondern aufgrund der intensivsten Ausbildung, die das Leben bieten kann: Das ist eigenes Erleben, Erleiden, das sind unendlich viele emotionale Turbulenzen zwischen Verzweiflung und Akzeptieren der Behinderung des Kindes. Aus diesem Erleben heraus die Befähigung zu erwerben, anderen jungen Eltern mit Rat und Verständnis zur Seite zu stehen ist das Ziel der Mentorenausbildung, die in Baden-Württemberg mehr als hundert Väter und Mütter durchlaufen haben und die die Elternstiftung auch gerne weiterführen würde. Elternmentoren sind Experten für praktische Tipps, für Er-

fahrungen mit den verschiedensten Einrichtungen und Schulortfragen. Ihre Beratung besteht ganz wesentlich aus verständnisvollem Zuhören, weil sie ohne viele Worte Eltern eines behinderten Kindes verstehen.

Fachleute im Sinne meines Themas sind das natürlich nicht. Und so lesen Sie auch in unserem Flyer die Einschränkung, dass Elternmentoren keine Fachleute ersetzen können. Fachleute sind die Personen, die Kompetenzen auf medizinischem, psychologischem und pädagogischem Gebiet haben und diese durch eine profunde Ausbildung erworben haben, Menschen, die einen therapeutischen und pädagogischen Beruf ausüben.

Wie erleben Eltern diese Personen, was ist ihnen bei ihnen wichtig? Ich möchte Aspekte herausstellen, die nach *meiner* Einschätzung wichtig sind. Klärungsbedürftig ist aber schon vorab, wenn von *Eltern* gesprochen wird, wie von einer Spezies gesprochen werden kann, die ja nur ein gemeinsames Merkmal hat, nämlich Eltern eines behinderten Kindes zu sein.

Eltern behinderter Kinder – es handelt sich um Väter und Mütter, es handelt sich um sehr viele Alleinerziehende, Väter ergreifen nämlich häufig die Flucht vor der Belastung durch ein behindertes Kind. Die Mutter übernimmt in aller Regel überwiegend die persönlichen und beruflichen Einschränkungen, die sich aus der Behinderung des Kindes ergeben. Zu beobachten ist allerdings auch, dass sich bei der Mutter aus der Sorge um das behinderte Kind eine Fixiertheit entwickelt, neben der der Partner und auch die anderen Kinder mitunter völlig zurücktreten.

Es handelt sich bei den Eltern um Menschen aller Gesellschafts- und Bildungsschichten, um Menschen, die häufig unter der Belastung, erst recht wenn es sich um eine Doppelbelastung von Beruf und Pflege- und Erziehungsaufgaben handelt, nahezu oder tatsächlich zusammenbrechen.

Es handelt sich um deutsche Eltern, um viele Eltern anderer Herkunft und Kulturen. Die Differenzierung ergibt sich nach der Art der Behinderung, nach dem Zeitpunkt, an dem die Behinderung des Kindes manifest geworden ist. Es handelt sich, nach umfangreicher pränataler Diagnostik allerdings immer seltener, auch um Eltern, die das Leben mit einem behinderten Kind aktiv bejaht haben. Es handelt sich auch um Eltern, die bewusst ein behindertes Kind adoptiert haben. Nicht ausblenden möchte ich in diesem Zusammenhang – obwohl es neben meinem Thema liegt - die Eltern, die nicht die Kraft zu einem „ja“ zu diesem Kind gehabt haben. Ohne weltanschauliche Einseitigkeit erscheint es mir unbedingt erforderlich, dass die werdende Mutter bei dieser Entscheidung für oder gegen das Leben des behinderten Kindes nicht ohne Rat bleibt, nicht bleiben darf, obwohl eine Beratung gesetzlich nicht vorgeschrieben ist. Ich selbst habe mehrfach bei Veranstaltungen im Rahmen der Woche für das Leben vor therapeutischen Fachleuten referiert: ich halte das Mutmachen zu einem Leben mit einem behinderten Kind gerade von Fachleuten aufgrund ihrer Erfahrung für richtig. Es ist Mutmachen zum Menschsein, das jedem Heilberuf immanent ist. Zum Menschsein gehört auch der Umgang mit schicksalhaftem Unglück, das der Mensch zu meistern hat. Ich habe aber immer vor dem Fehler gewarnt, die Belastungen durch ein behindertes Kind zu verniedlichen, klein zu reden.

Was ist nach meiner Einschätzung allen Eltern bei Fachleuten wichtig? Zuallererst die sehr gute Fachlichkeit der Experten, das in der konkreten Behandlung für Eltern nachvollziehbare gutes Fachwissen. Denn das spezifische Wissen und Können der Fachleute ist der entscheidende Unterschied zu allen anderen noch so wohlwollenden und einfühlsamen Menschen im Umfeld der Familie.

Die gründliche Ausbildung, die ständige Bereitschaft zur Weiterbildung, zur Öffnung für neue Erkenntnisse ist die Grundlage des Expertentums. Das wird von den Eltern zuallererst erwartet. Selbstverständlich weiß ich, dass manche Eltern je nach ihrer Lebenssituation von

Therapeuten auch noch fast grenzenlose persönliche Zuwendung erwarten und sie für sich vereinnahmen wollen. Die meisten Eltern aber sehen sie als Fachleute für viele Kinder, die behandelt werden und akzeptieren die Beschränkungen, die sich daraus für sie und ihr eigenes Kind ergeben. In einfühlsamer Weise könnte das jedenfalls diesen Eltern verdeutlicht werden.

Neben der Therapie für ihr Kind suchen Eltern Rat und Hilfe in der eigenen Unsicherheit, ob sie ihr Kind richtig behandeln und fördern. Neben überzeugendem Fachwissen erwarten Eltern deshalb eine große, auf objektiven Grundlagen basierende Sicherheit des Experten.

Andererseits wollen und akzeptieren sie aber auch das Eingeständnis der Unsicherheit in Einzelfragen. Und sie erwarten Nachdenklichkeit und auch Bescheidenheit der Experten. Letzteres gilt gerade bei Prozessen, bei denen die Forschung immer neue Erkenntnisse bringt und offene Entwicklungsmöglichkeiten gegeben sind.

Wenn Eltern bei dem Fachmann, der Fachfrau die Fähigkeit zum staunenden Eingestehen, man habe dieses oder jenes nicht für möglich gehalten, erkennen, wächst nach meiner Einschätzung eher das Vertrauen in die Kompetenz des Experten.

Jedenfalls ist das meine Erfahrung. Ich werde mich zwar bemühen, das Thema „eine Elternsicht“ nicht dahin zu verkürzen, dass ich nur von meiner Elternsicht spreche. Eigene Erfahrungen mit Experten werde ich aber einfließen lassen, zum Teil objektiv begründet, zum Teil natürlich auch als Schilderung subjektiven Empfindens. Manches werde ich darstellen in der Hoffnung, dass beschriebenes positives Verhalten weiterhin geübt wird, manches aber auch in der Hoffnung, dass Experten dazu gelernt haben.

Wenn ich in der Chronologie des Lebens mit einem behinderten Kind weitergehe: In aller Regel werden Behinderungen erst bei oder nach der Geburt erkannt und erkennbar. Häufig ist die Diagnose unklar,

sind Art und Schwere der bestehenden oder sich entwickelnden Beeinträchtigungen des Kindes auch von Fachleuten schwer einzuschätzen.

Diese Situation ist für den medizinischen Experten – Geburtshelfer und Kinderarzt, Neurologen, aber auch die schon hinzugezogenen weiteren Hilfspersonen - immer eine Herausforderung, der sie sich stellen müssen. Eltern behinderter Kinder finden nur schwer einen mutigen Start zu dem Leben mit diesem Kind. Der Tübinger Kinderchirurg erzählte mir, dass der Wunsch von Eltern bei einer lebenserhaltenden Operation kurz nach der Geburt gar nicht selten ambivalent ist – die Eltern schwanken zwischen dem Wunsch des Gelingens und des Misslingens.

Ich selbst bin mit dem Befund, dass unser Sohn behindert sein würde erst relativ spät, als er etwa 9 Monate alt war, konfrontiert worden, hatte aber von seiner Geburt an ein instinktives Gefühl, dass mit diesem vierten Kind etwas nicht stimmte, denn es war extrem muskelschwach und wollte nicht trinken. Die Ärzte widersprachen dem, die insgeheim bestehende Diagnose des Kinderarztes für die Entwicklungsprobleme war die einer gestörten Mutter-Kind-Beziehung. Ein immer noch nicht eindeutig bestimmter genetischer Defekt ist die mögliche Erklärung für seine komplexen geistigen und körperlichen Defizite. Vorsicht bei der Diagnose wäre jedenfalls bei Unklarheiten aus der Sicht von Eltern wünschenswert.

Die Konzentration der Ärzte auf das behinderte Kind ist sicher wesentlich – etwas anderes würden auch Eltern nicht wollen. Bedacht werden sollte aber, dass auch die Eltern frühe Hilfe brauchen, die über die Ausstellung von Rezepten hinausgeht. Ein Gespräch mit mir, mit meinem Mann über das, wie für uns, dieses Kind und seine drei größeren Geschwister die Zukunft aussehen könnte, fand damals in Deutschland nicht statt, wurde aber von uns auch kaum erwartet.

In der Rückschau kann ich das Verhalten der Mediziner nachvollziehen: Bei diesem Kind versagte ihre Kunst, waren im Krankenhaus keine Fortschritte, keine Genesung wie bei den anderen Kindern als Erfolg ärztlicher Behandlung feststellbar. Ich werte das als Hilflosigkeit – ein ähnlicher unsensibler Umgang mit schwer betroffenen Eltern wurde mir gerade neulich auch geschildert beim Ausbruch einer Schizophrenie bei einem Jugendlichen. Für uns wurde jedenfalls die Hilflosigkeit der medizinischen Experten manifest in einer Situation, in der medizinisch nicht unmittelbar geholfen werden konnte.

Diese Hilflosigkeit ist sicher nicht aufzuheben. Gleichwohl habe ich wenige Wochen danach in der Schweiz bei weiteren medizinischen Untersuchungen unseres Kindes Anderes erlebt: eine integrierte intensive Beratung, was zur Bewältigung der bevorstehenden Jahre von uns Eltern zum Schutz der Ehe und Familie beachtet werden müsste, was auch die Mutter an Egoismus braucht.

Die einseitige medizinische Sicht auf das Kind und die Diagnose habe ich auch später mitunter als belastend empfunden: so wichtig es ist, alle notwendigen Untersuchungen durchzuführen - es ist mitunter schwer, den Forscherdrang von Medizinerinnen abzuwehren. Ich würde mir wünschen, dass jeder Vorschlag und jede Entscheidung über medizinische Untersuchungen sich wirklich von vornherein danach zu richten haben, ob sich Heilungschancen daraus ergeben könnten. So habe ich das jedenfalls immer verlangt.

Danach ein erstes Fazit: Zur medizinischen Versorgung und Behandlung des behinderten Kindes gehören vom ersten Augenblick an eine wirkliche Einbeziehung der Eltern. Die Eltern als die Wurzeln – so steht es im Einladungstext - sind ein Teil des behinderten kleinen Patienten. Wenn der angehende Arzt das nicht wie in anderen Ländern ganz selbstverständlich als Bestandteil seiner Ausbildung lernt, als Teil seines Berufs begreift und praktiziert, (das würde ich mir allerdings wünschen!) muss dieser Part jedenfalls von ergänzenden Fach-

leuten übernommen werden, so wie das auch im heutigen Programm erkennbar ist.

Der medizinische Experte wird zwangsläufig derjenige sein und bleiben, von dem Eltern Prognosen für die Zukunft erwarten. An ihn werden sich die verschiedensten Heilserwartungen richten. Die Verfassung der Eltern, auch nüchterner vernunftorientierter, möchte ich gerade in den ersten Lebensjahren so beschreiben: eine wunderbare Wendung wird eigentlich ständig ersehnt. Aufgabe des Experten ist es dann immer, realistisch das irgend Mögliche als etwas nicht ganz Unwahrscheinliches noch zuzulassen, vor allem aber die Hoffnung nicht völlig zu zerstören.

Dieser Drahtseilakt kann natürlich nur gelingen, wenn realistische Chancen für eine Besserung bestehen. Wir haben große Fortschritte erlebt: unser Sohn hat mit fünf Jahren nach unendlichem Training laufen gelernt hat, und weiterhin viel später – später als es der Entwicklungsneurologie für möglich hielt - noch einen erstaunlichen aktiven Wortschatz und inzwischen ein anstrengendes unendliches Redebedürfnis entwickelt.

Den Begriff der Besserung, die der Experte als etwas Reales den Eltern vermitteln kann, möchte ich weit fassen: dazu gehören auch Glücksmomente im Leben des Kindes, wie ich sie in der Wohngruppe unseres Sohnes auch bei Schwerstbehinderten immer wieder erlebe. Der Bereich der Förderung Schwerstbehinderter lebt von der Sicht und Einsicht, dass Lebensglück etwas Relatives ist, das sich in einem kaum wahrnehmbaren Lächeln des Kindes zeigen kann. Therapeuten und Pflegekräfte müssten den Eltern die Augen dafür öffnen.

Fachliche Kompetenz muss immer ein partnerschaftliches Verhalten einschließen: wir arbeiten gemeinsam auf ein für möglich gehaltenes Ziel hin. Die Belastung der Eltern und ihre Verarbeitung ihres Parts sind dabei von den Fachleuten zu beobachten. Ergänzende Hilfsangebote werden besprochen und eingebunden – nicht schematisch, son-

dern ganz individuell nach den Bedürfnissen von Kind und Eltern. Vielleicht sollte man häufiger ein großes Paket von Therapien, die die Eltern anwenden sollen, bewusst kleiner halten, auch im Blick auf die Eltern.

Die Hilflosigkeit vieler Eltern, gerade auch von fremdsprachigen Eltern besteht nicht nur in Sprachbarrieren. Nicht selten kommt neben die physische Anstrengung eine psychische Last dazu, wenn z.B. die Behinderung des Kindes als Strafe für Schuld interpretiert wird. Soziale Dienste sollten den medizinischen Anlaufstellen so angegliedert sein, so mit ihnen verbunden sein, dass gerade die Eltern, die ersichtlich an den Rand ihrer physischen und psychischen Belastbarkeit kommen, hier Hilfe erfahren können.

Nicht gelöst ist damit allerdings das Problem, weshalb so viele ohnehin schon überforderte Eltern ihre Kraft in nicht nachvollziehbare Kämpfe mit Krankenkassen und Landkreisen lassen müssen. Aber das ist ja heute nicht unser Thema.

Dem medizinischen Befund folgt der fortlaufende Kontakt mit Experten, seien es nun Psychologen, Physiotherapeuten, Ergotherapeuten und Logopäden, oder auch weitere Fachleute. Die dabei erforderliche Kooperation stellt hohe Anforderungen: Experten müssen neben dem schon herausgestellten Wissen um das Nicht alles können die Fähigkeit haben, andere Fachleute und ihre Ansichten einzuordnen und einzubinden.

Sie müssen einerseits Partner der Eltern sein und daneben häufig auch Partner anderer Fachleute, die bei der Förderung des Kindes eingeschaltet sind. In jeder Situation, in der Partner gemeinsam ein komplexes Werk – die Förderung des Kindes - durchführen, sind Toleranz und der Blick für das Mögliche und Notwendige notwendiges Merkmal der Professionalität.

Toleranz bedeutet bekanntermaßen nicht Gleichgültigkeit gegenüber anderen Meinungen, sondern das Ernstnehmen der zumindest subjek-

tiv richtigen Meinung eines Anderen. Das gilt besonders auch für die Meinung der Eltern, die ja auf deren ständigen Beobachtungen beruht. Fachleute sind auf diese Mitwirkung der Eltern angewiesen. Den Eltern muss deshalb einerseits verdeutlicht werden, weshalb ein bestimmtes Verhalten, ein bestimmtes Training für die Entwicklung ihres Kindes erforderlich oder wünschenswert ist, andererseits muss der Experte auf negative Erfahrungen der Eltern reagieren.

Experten sollten aber auch bescheiden sein können. Sie sollten sich duldsam auf das einlassen können, was der Familie nützt und dem behinderten Kind nicht schadet. Sie müssen sich vergegenwärtigen: Für die Eltern ist ja allein schon das Zulassen einer ständig begleitenden Expertensicht und -mitwirkung nicht einfach: sie erfahren einerseits Hilfe, erleben aber gleichzeitig Kontrolle und Einmischung in ihr Leben und ihre Erziehung, in die gewohnten und von ihnen gewünschten Lebensabläufe.

Ich hätte mir sehr gewünscht, wenn mir die Krankengymnastin mehr Verständnis entgegen gebracht hätte, wenn ich gestehen musste, dass das tägliche mehrfache Turnen bei Berücksichtigung der Bedürfnisse der Familie - von drei weiteren Kindern - nicht immer so intensiv und regelmäßig stattfinden konnte wie von ihr verlangt. Ich hätte mir damals auch gewünscht, dass ich nicht in den Schulstreit Vojta-Bobath hineingezogen worden wäre. Toleranz des Experten bei seinem Programm hätte es vielmehr nahe gelegt, dass er stärker aufgrund meiner Beobachtung entschieden hätte.

Die Strenge, die der Fachmann im Interesse des Kindes mitunter aufbringen muss, hilft Eltern, wenn der objektive Rat den Eltern konstruktiv vermittelt wird. Der objektive Beobachter, gerade der Fachmann, die Fachfrau, sehen Fehler der Eltern insbesondere bei der Erziehung zur Selbständigkeit. Und das fängt im Kleinkindalter an. Keine Frage, Eltern neigen dazu, ihrem behinderten Kind aus Sorge weniger zuzutrauen als es leisten könnte. Das stelle ich auch heute noch bei meinem 25-jährigen Sohn fest. Der objektive Blick des Fachmanns

ist eine wesentliche Hilfe für Eltern, den wünschenswerten Weg zu mehr Selbständigkeit ohne Überforderung des Kindes zu gehen. Wichtig ist dabei wiederum, dass die Belehrung liebevoll Verständnis für die Eltern erkennen lässt.

Unser Sohn war körperlich schwach, er wirkte weit kleinkindhafter, als es seinem Alter entsprach, deshalb saß er unangemessen lange immer wieder auf dem Schoß. Er wurde gefüttert, obwohl er allein essen konnte. Ich erinnere mich gerne an das Eingeständnis des erfahrenen Sonderpädagogen, der einräumte, dass ihm das auch mitunter passiert. Selbständiges Essen, selbständiges Anziehen können Aufgaben zu Selbständigkeit sein – alles, bei dem man dem behinderten Kind altersgerecht sagen kann: mach es selbst. Hilfsmaßnahmen können Fachleute empfehlen. Sie können auch die Großzügigkeit vermitteln, dass ein von dem behinderten Kind selbst angezogenes Kleidungsstück auch auf der linken Seite getragen werden kann.

Schwieriger ist es mitunter, mit Fachleuten Vereinbarungen zu treffen, wenn Eltern Vorschläge als absolut unrealistisch, sinnlos erscheinen. Seitdem unser Sohn in einer Heimsonderschule ist, rücken die Betreuer mit in die Elternrolle hinein, ist das Aushandeln von Sinnvollem und Praktikablen noch schwieriger geworden. Wenn die Psychologin empfiehlt, Wutanfällen und Pulloverzerreißen dadurch entgegen zu wirken, dass der Wüterich zuvor eine rote Karte zeigen soll, kann das erprobt werden, aber genauso schnell wieder gelassen werden, wenn die fehlende Eignung dieses Verfahrens für Betreuer und Eltern sichtbar wird.

Gleichwohl erscheinen mir Erziehungshilfeangebote für Eltern behinderter Kinder besonders wichtig. Ich bin zufällig auf das „Stepping Stones Triple P“ Programm gestoßen, ein Elterntrainingsprogramm für Eltern behinderter Kinder. Ob es sich um behinderungsbedingtes Verhalten oder aber um Tyrannei des behinderten Kindes und Jugendlichen handelt, können der Neurologe, der Sonderpädagoge, der Jugendpsychiater mitunter erkennen, aber sie sollten diese Erkenntnis den Eltern auch richtig vermitteln. Ich beobachte hier mitunter eine

Belehrung, die den Eltern, die sich ja häufig ohnehin als völlig unfähig ansehen und fühlen, nicht hilft. Günstig ist in dieser Situation wiederum der von Fachleuten moderierte Austausch mit anderen Eltern. Wenn Fachleute einer Sondereinrichtung Information und Austausch zwischen Eltern verknüpfen, erscheint mir das besonders günstig.

Fehlende Toleranz zwischen Fachleuten, die verschiedene therapeutische Ansätze verfolgen, erwähnte ich schon bei der Krankengymnastik. Ich kann diese Erfahrung noch an einem anderen Beispiel erläutern. Zwei Jahre aufopfernder Bemühungen der sicher sehr kompetenten Logopädin brachten keine Fortschritte, wohl aber eine anthroposophische Therapie, auf die ich zufällig gestoßen bin. Dieses Training regte die Lautbildung stark über den Tonusaufbau an, die Muskelaktivierung des ganzen Körpers, und brachte auch bei einigen anderen Kindern – nach Auswahl der Schule - erhebliche Fortschritte. Das größte Problem dieser Eltern war dabei: Wie sag ich's meinem Logopäden?

Verständnis für eine nicht willkürliche Entscheidung der Eltern und deren Akzeptanz ist ein wesentlicher Aspekt der Professionalität. Eltern werden dann nicht unter Rechtfertigungsdruck gesetzt und können ihre Entscheidung weit selbstkritischer einschätzen und auch revidieren.

Ich weiß gut, dass die Grenzen zwischen seriösen Therapien und Scharlatanerie mitunter von Eltern nicht erkannt werden. Fachleute können in dieser Situation Eltern helfen, indem sie sich ernsthaft informieren, sich selbst damit auseinandersetzen. Ich kenne Sonderschulen, die das an Elternabenden zum Thema machen.

Meine Damen und Herren, das heutige Thema beschränkt sich auf die Frühförderung – deshalb bin ich in der Chronologie vielleicht schon zu weit fortgeschritten. Fragen der Selbständigkeit, die schon hierher gehören, folgen Fragen der Ablösung, zu der auch der behinderte junge Mensch ein Recht hat. Komplexe Zukunftsängste werden Ihnen bei Eltern schon früh und immer wieder begegnen – nicht ohne Grund.

Aber gerade die an den konkreten Schritten der Entwicklung des Kindes beteiligten Fachleuten der Frühförderung erscheinen mir besonders geeignet, den Eltern Mut für einen beschwerlichen Weg zu machen. Den ungeübten Bergsteiger verlässt der Mut, wenn er weit über sich den Gipfel sieht. Der Bergführer kann diese Aufgabe individuell abschätzen und vermitteln, dass und wie der Aufstieg mit seiner Hilfe bewältigt werden kann. Ihre Aufgabe, meine Damen und Herren, sehe ich neben der beschriebenen hohen Fachlichkeit auch darin, den Eltern zu vermitteln, dass es bei dem Leben mit einem behinderten Kind um das Annehmen und Bewältigen jedes einzelnen Schritts geht - heute, also in der Gegenwart. Daraus erwächst die Kraft auch für die Zukunft!